HEYNE

Frank Goosen

Radio Heimat

Geschichten von zuhause

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige Taschenbuchausgabe 03/2012
Copyright © 2010 by Eichborn AG, Frankfurt am Main
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München unter Verwendung des Originalumschlags von Christiane Hahn und eines Fotos von Philipp Wente
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40837-1

www.heyne.de

»Sag mal, Omma, stimmt das denn alles, was du da so erzählst?«
»Hasse dich gelangweilt?«
»Nö.«
»Na also!«

Für Omma

Inhalt

LAND UND LEUTE

Nicht schön, aber direkt 11
Wir sind Strukturwandel 16
Onkel Josef und Tante Henni: Staying Power 21
Saubere Unterwäsche 23
Der Currywurst-Vorfall 26
Helden 29
Der Laberfürst 33
Weine nicht, meine Freund! 37

KINDERSTUNDE

Alte Leute 41
Vonne Alleestraße weg 45
Rathauskind 50
Ostern 58
Wenn Ali boxte 62
Abschied von der Bimbo-Box 65
Steh auf, du Mädchen! 67
Fast berühmt 74
Pokerface 81
Blagen according to Theo 86

FAKTEN FÜR VERBRAUCHER

Budenzauber 91
Mach die Augen zu und iss! 95
Akropolis, adieu! 101
Watt der Mensch braucht, datt musser haben! 105
Ungesunde Getränke 118
Payback 121
»Ich glaube, wir müssen das hochkant nehmen!« 125
Billich wird datt nich! 129
Der lachende Zahnarzt 133
Schwiegermutter 137

UNTERHALTUNG AM WOCHENENDE

Wieder voll da! 141
Eichhörnchen sehen 146
Once upon a Sendeschluss 149
Datt gibbet nur bei uns! 155
Spielen statt arbeiten! 158
Der Salon des kleinen Mannes 160
Gartenarbeit 166
Jahrhunderthalle 170

NACHRICHTEN, WETTER, VERKEHR

Im Land der Autobahnen 177
Oh 40 du! 181
Kadett 184
Bluesmobil 189
Dies ist kein Lieblingslied 192
Taxi Bochum 195
Schnee von gestern, Schnee von heute 199
Wichtig für die Region 201

DANK 207

Land und Leute

Nicht schön, aber direkt

An lauen Sommerabenden stehe ich gern auf der Eisenbahnbrücke am Lohring in Bochum und schaue auf meine Stadt. Ich sehe das Mercedes-Hochhaus am Bahnhof, die Fiege-Brauerei, das neue Hochhaus der Stadtwerke (das ein bisschen aussieht wie der Monolith aus »2001«), die Türme von Propstei- und Christuskirche, und ganz rechts erkenne ich sogar noch den Förderturm des Bergbau-Museums. Und dann denke ich: Boah! Schön ist das nicht!

Wir im Ruhrgebiet laden Auswärtige gern ein, zu uns zu kommen, um ihren Begriff von Schönheit zu erweitern. Eine mittelalterliche Garnisonsstadt mit Stadtmauer, Fachwerkhäusern und Fürstenresidenzen schön finden, das kann jeder. Aber auf dem Gasometer in Oberhausen ste-

hen, sich umgucken und sagen: Wat ne geile Gegend!, das muss man wollen. Dafür muss man von hier sein.

Was wird am Ruhrgebiet am meisten überschätzt? Das viele Grün! Wir können es nicht mehr hören, wenn die Zugereisten sagen: Ich hätte nie gedacht, dass es hier so viele Bäume gibt! Ja, stellt euch vor, wir haben sogar fließend Wasser!

Aber »Gegend«, von der wir bei uns nebenbei bemerkt gar nicht so viel haben, ist auch nicht so wichtig. Das Wichtige sind immer die Leute.

Was sind wir für ein Menschenschlag im Ruhrgebiet? Nun, man sagt uns nach, wir seien nicht besonders höflich, dafür aber sehr direkt. Das heißt, man kommt mit uns ins Gespräch, ob man will oder nicht. Und erfährt bisweilen Dinge, ohne die man durchaus hätte weiterleben können. Ich selbst stand mal an einer Ampel und gewahrte aus dem Augenwinkel einen älteren Herrn, der nonverbal, durch aggressives Gucken, mit mir Kontakt aufnehmen wollte. Ich hatte daran kein Interesse und versuchte, das rote Männchen zu hypnotisieren, auf dass es schneller dem grünen Platz mache. Da sprach der Mann mich doch noch an.

»Na? Willz au rübba?«

Ich hielt dicht.

»Ich hab hier mal zehn Minuten gestanden«, fuhr der andere fort, »dann hab ich gemerkt, die Ampel is aus! Ich hatte immer so rote Flecken vor die Augen, da dachte ich, dat is die Ampel, aber dann bin ich zum Arzt gegangen, und der sachte, ich hab noch drei Monate. Du, is grün, lass rübbagehn!«

Oder fragen Sie mal in unserer Gegend nach dem Weg. Woanders kann es Ihnen passieren, dass Ihnen auf die entsprechende Frage tatsächlich erklärt wird, wie Sie Ihr Ziel erreichen. Bei uns müssen Sie mit der Antwort rechnen: »Watt willze denn da? Hömma, ich war da ma. Da war scheiße. Da willz du gar nich hin! Ich sach dir getz ma, wo du hinwillz!«

Wir befleißigen uns im Ruhrgebiet einer eher kräftigen, derben Sprache. Eine Begrüßung wie »Ey Jupp, du altes Arschloch!« wird vom Angesprochenen nicht zwingend als Beleidigung empfunden. Im Gegenteil: Trifft man diesen Jupp ein paar Tage später wieder und sagt nur: »Hallo Jupp!«, kann es sein, dass er zurückstänkert: »Watt is denn mit dir los? Bin ich dir kein Arschloch mehr wert, Herr Graf?«

Auch hat unsere Sprache oft etwas sehr Bildhaftes. Kleine Kinder oder Erwachsene unter eins siebzig werden gern als »Furzknoten« bezeichnet. Und wenn man eine unattraktive Frau als »Schabracke« bezeichnet, hat man sie doch ebenso vor Augen wie den ungepflegten Mann, den »Schäbbigen«.

Manchmal sollte man aber darauf verzichten, sich das, was da so bildhaft beschrieben wird, umstandslos vors innere Auge zu holen. So etwa wenn die Omma sagt: »Kär, ich war auf die Beerdigung von die alte Döhmann. Da war so kalt, da habbich mir richtich n Pinn inne Fott gefrorn!«

Oder wenn der Nachbar einen im Flur abpasst und meint, im Keller sei mal wieder das Licht defekt: »Da is widda finster wie im Bärenarsch!«, da fragt man sich natürlich, woher die Leute ihre Vergleichsmöglichkeiten haben.

Wir sind eben Sprücheklopfer. Das heißt, wir sind in der Lage, große Weisheiten in kleine Sätze zu packen. Meine Omma zum Beispiel. Die konnte man alles fragen, sich von ihr auch komplizierte historische Zusammenhänge allgemeinverständlich erklären lassen:

»Omma, wie war das nach dem Krieg?« – »Na ja, wir hatten nix!« Da steckte alles drin. Und mit dem Zusatz »War doch allet kaputt odda beim Russen!«, floatete sie auch noch die Reparationsproblematik mit ein. Das funktionierte auch mit anderen Epochen: »Omma, wie war das mit Napoleon?« – »Na ja, der war klein!« Und mehr musste man über den Mann auch nicht wissen.

Oder mein Oppa! Von dem könnten die ganz großen Ruhrgebietsweisheiten stammen, die man sich so erzählt. Wenn mein Oppa zum Beispiel ausdrücken wollte, dass einer zwar die Schnauze aufreißt, aber nicht wirklich was zu erzählen hat, sagte er: »Kein Arsch inne Buchse, aber La Paloma pfeifen!« Und wenn er das steigern wollte, meinte er: »Keine Haare am Sack, aber im Puff drängeln!« Und ich habe später herausgefunden: Das stimmt! Müssen Sie mal drauf achten, wenn Sie den nächsten Termin haben!

Mein Oppa hatte auch keinen übertriebenen Respekt vor großen Namen – ganz im Gegensatz zu meiner Omma. Tauchte zum Beispiel einer der Lieblingsstars meiner Omma im Fernsehen auf, rutschte sie ganz nervös auf dem Sofa hin und her und rief: »Ach guck mal! Der Vicco Torriani!« Was mein Oppa gern mit einem knackigen »Der geht auch nur kacken!« konterte.

Ganz anderes Thema im Ruhrgebiet: die Luft. Früher hatten wir gar keine, heute sind wir laut Ruhrgebietstouris-

mus GmbH der reinste Luftkurort. Eine Art Davos mit Industriekultur. Wenn da nicht ein fieses kleines Wörtchen wäre: Feinstaub. Doch mit Begriffen, in denen die Silbe »fein« drin vorkommt, kann der Alteingesessene nichts anfangen. Nehmen wir nur Theo, den alten Schrebergartennachbarn meiner Eltern: »Theo, was sagst du zum Thema Feinstaub?«

»Ach geh mir doch weg mit Feinstaub! Wir, nä, wir hatten früher Staubkörner, die waren groß wie RATTEN! Und wir sind auch groß geworden!«

Die Klischees über das Ruhrgebiet halten sich ziemlich hartnäckig, und jahrelang habe ich sehr viel Energie auf den Versuch verschwendet, sie zu widerlegen. Heute sage ich mir: Scheiß drauf! Wenn ihr den ganzen Mist glauben wollt, bitteschön. Überhaupt geht es darum, als Einheimischer ein entspanntes Verhältnis zu diesen Klischees zu entwickeln. Ich persönlich reise mittlerweile durchs Land und sage jedem, der es nicht hören will: »Ja, das stimmt alles. Wir leben wirklich unter Tage. Die Häuser oben sind nur Attrappen. Wir kommen praktisch nur für so quasireligiöse Zusammenkünfte wie meine Lesungen an die Oberfläche. Unsere Kinder kommen wirklich mit der Grubenlampe an der Stirn zur Welt. Und wir haben natürlich alle noch einen alten Förderkorb in der Küche, da wird morgens die Familie hineingetrieben, dann geht es in einem Affentempo auf tausend Meter Tiefe, und dann wird zum Frühstück an der leckeren Kohle geschleckt!«

»Stopp!«, rufen dann die Bedenkenträger. »Ist es nicht total peinlich, sich immer noch auf dieses überkommene Malochertum zu berufen?«

Gegenfrage: Ist es nicht viel peinlicher, sich selbst immer noch zu Blasmusik auf den Arsch und auf die Schuhe zu hauen, obwohl man auch seit hundert Jahren keine Kuh mehr auf die Alm getrieben hat?

Das Ruhrgebiet hat sich, im wahrsten Sinne des Wortes, das Recht erarbeitet, sich hemmungslos zu stilisieren und sich zu dem zu bekennen, was es einzigartig macht, nämlich ebenjene Arbeit. Zumindest die von früher.

Und trotzdem stehen wir an lauen Sommerabenden auf unseren Eisenbahnbrücken, schauen auf unsere Städte, freuen uns darüber, wie schön das Leben mit Abitur sein kann, und denken: »Nä, schön is dat nich. Abba meins!«

Oder wie es mein Oppa auszudrücken pflegte: »Ach, woanders is auch scheiße!«

Wir sind Strukturwandel

Mein Oppa und mein Onkel väterlicherseits sind noch »eingefahren«, und zwar auf Zeche Constantin in Bochum Riemke/Hofstede, und deshalb bin ich als Kind reichlich versorgt worden mit den ganzen Heldengeschichten über die Bergleute. Wie die arbeiten konnten! Wie die nach der Arbeit saufen und singen konnten! Und wie die essen konnten!

Meine Omma väterlicherseits hat mir erzählt, wie das

war, wenn sie Reibeplätzchen gemacht hat. Mein Vater, der Jüngste, der eben nicht auf dem Pütt war, schaffte von diesen armdicken, in einem halben Liter siedendem Fett in einer schweren gusseisernen Pfanne vor sich hinschwimmenden Dingern gerade mal zwölf, dreizehn Stück. Aber Oppa und Onkel, die hart arbeitenden Bergleute, hauten regelmäßig dreißig bis vierzig weg! Jeder!

Gewohnt haben die damals in einer langen Reihe von Häusern in der Bochumer Poststraße, im sogenannten »D-Zug«, und hier waren bis weit in meinen Erinnerungsbereich hinein die Toiletten auf halber Treppe, hatten schwarze Brillen und Deckel, und daneben hing eine Kette, an der nicht immer auch ein Griff zum Ziehen befestigt war. Im Winter war dieser Ort natürlich komplett unbeheizt, das heißt, alles, was man da tat, war ein Wettlauf mit dem Frost, schließlich war damals der Winter noch richtig kalt, genauso wie der Sommer noch richtig warm war, die Butter noch »gut« und das Geld noch was wert. Man musste also abwerfen, bevor der Arsch buchstäblich an der Brille festfror.

Nach der Schicht gingen die Bergleute gern nach gegenüber ins »Haus Walburg«, um sich ein paar Pils einzudrehen, und wenn diese dann nachts wieder auf Ausgang drängten, hatten die Männer nur wenig Lust, das warme Bett zu verlassen, um das eiskalte Klo aufzusuchen. Deshalb gab es, so will es die Überlieferung, in vielen Bergarbeiterhaushalten die segensreiche Erfindung des Gurkenglases. In diesem wurde über Nacht gesammelt, was dann am nächsten Morgen auf dem Weg zur Schicht endgültig zu entsorgen war.

Im Hinterzimmer von »Haus Walburg« probte Oppa Goosen mit seinem Männergesangsverein: Steigerlied, Am Brunnen vor dem Tore – die ganze Palette!

Meine Omma mütterlicherseits frönte übrigens damals einem in unserer Gegend sehr beliebten Hobby, dem »Im-Fenster-Liegen«. Während die Männer unten im Hof saßen und an einem Holztisch im Unterhemd Karten spielten, lagen die Frauen in geblümten Haushaltskitteln und mit einem grob gemusterten Kissen unter den Ellenbogen in den offenen Fenstern und unterhielten sich quer über die ganze Fassade. Sicher, man hätte einander auch besuchen können, aber das wäre nur der halbe Spaß gewesen, schließlich war man beim »Im-Fenster-Liegen« wenigstens zur Hälfte an der frischen Luft.

Doch das sind für mich letztlich nur Nachklänge aus der Vergangenheit. Ich war in unserer Familie der Erste, der aufs Gymnasium gegangen ist, was einem in der Gegend, wo ich herkomme, der Alleestraße in Bochum, nicht nur zur Ehre gereichte. Plötzlich hieß es beim Fußball nicht mehr: »Ey, Matschbirne, wie wär's mal mit ein bisschen Abwehrarbeit!«, sondern: »Ey, Gymnasium, bisse dir getz zu fein für'n scheiß Einwurf?«

Mit elf Jahren schrieb ich dann mein erstes Gedicht. Meine Omma hatte Tränen in den Augen und flüsterte: »Was haben wir nur falsch gemacht!« Und Oppa, sehr viel lauter: »Unter Adolf wär dat nich passiert!« Gleichsam aus Rücksicht auf meine Herkunft habe ich Abitur dann auch nur mit einem Notendurchschnitt von drei Komma eins gemacht.

Ich habe weder gedient noch Zivildienst machen müs-

sen, sondern einfach schon 1986 die weltpolitischen Umwälzungen vorhergesehen: »Das mit der Mauer, das hält nicht mehr lange, ich fange erst mal an zu studieren.« Und tatsächlich hatten sie ein paar Jahre später so viele potenzielle Rekruten, dass sie auf mich gerne verzichteten.

Also begab ich mich eines Morgens zu unserer Strukturwandel-Uni im Bochumer Süden. Noch in der Schlange zur Einschreibung im Foyer des Audimax wusste ich gar nicht so genau, was ich studieren sollte. Geschichte und Deutsch waren mir in der Schule immer leichtgefallen, warum sollte das an der Uni anders sein.

Nach zwei Stunden Wartezeit stand ich endlich vor dem zuständigen Mitarbeiter der Universitätsverwaltung.

»Was wollen Sie studieren?«

»Geschichte und Deutsch.«

»Welcher Abschluss?«

»Och, ne Zwei wär okay.«

Ich wunderte mich noch, dass man sich das vorher aussuchen konnte, fand aber, dass einem so das Leben doch enorm erleichtert wurde.

»Lehramt oder Magister«, sagte der Mann und grinste fast ein bisschen.

»Ach Gott, ich kenne den Unterschied nicht, aber Lehrer will ich auf keinen Fall werden, also sofort vom Insassen zum Wärter umschulen … Also Magister.«

»Dann brauchen Sie noch ein drittes Fach.«

»Ein drittes Fach? Das ist ja fast wie Schule! Ich dachte, ich lass mal langsam gehen und studiere vor allem Geschlechtsverkehr, Radaumusik mit Stromgitarren und legale Drogen.«

»Ja, schon«, antwortete der freundliche Mann, »aber pro forma müssen Sie drei Fächer belegen.«

Gut, dachte ich, was kann noch leichter sein als Geschichte und Deutsch (das im Magisterstudiengang viel professioneller »Germanistik« hieß)? Genau: Politik. Und tatsächlich, Geschichte, Germanistik und Politik auf Magister konnte man an der Ruhr-Universität Bochum zwischen 1986 und 1992 weitestgehend auf einer Backe absitzen.

Finanziert wurde mir mein Studium übrigens von einem Mitarbeiter des BAföG-Amtes. Aus seiner eigenen Tasche. Seine Kinder hatten zu Hause nur Postsäcke anzuziehen und ernährten sich von Wasser und Brot, damit ich meinem Lotterleben an der Uni nachgehen konnte. Jedenfalls hat er sehr glaubhaft diesen Eindruck vermittelt.

Nach insgesamt zwölf Semestern (inklusive Magisterarbeit und Prüfungen sowie einem selbst verordneten Freisemester zum Abschluss meines ersten Romanversuchs) machte ich dann tatsächlich Examen. Um nicht als Prahlhans dazustehen, möchte ich die Note hier lieber verschweigen. Meine Omma hatte wieder Tränen in den Augen und sagte, zumindest sinngemäß: »Wenn das dein Oppa noch erleben könnte! Er würde dich grün und blau prügeln!«

Kurz darauf bin ich dann zum ersten Mal in einer jener Einrichtungen aufgetreten, in denen unsere Ahnen ihr Leben in der Arbeit gelassen hatten, und da war dann auch mir klar: Wir sind Strukturwandel.

Onkel Josef und Tante Henni: Staying Power

Onkel Josef und Tante Henni haben es bis zur diamantenen Hochzeit geschafft. Wie sie da auf dem Sofa saßen (Tante Henni Mitte achtzig, Onkel Josef schon fast neunzig) und die Frau von der Lokalzeitung ihr Foto machte, da sahen sie aus, als sei ihr Erfolgsgeheimnis tatsächlich ewige Liebe, gegenseitiger Respekt und die instinktive Anwendung komplexer Konfliktbewältigungsstrategien, dabei steckt dahinter eher das, was Darsteller in Erotikfilmen »staying power« nennen. Auch überkommene Rollenverständnisse und, zum richtigen Zeitpunkt, die Bereitschaft zur schlagkräftigen Verteidigung der eingespielten Formation waren hilfreich, um diesen sechzigsten Hochzeitstag gemeinsam zu erreichen. Und dass keiner von beiden vorher gestorben ist, war natürlich auch gut.

Auf meine Frage, wie sie beide so lange durchgehalten hätten, zuckte Onkel Josef nur die Schultern: »Mit ner andern wär doch au nich besser.« Und da gab es nie irgendwelche Geschichten nebenher? »Ach, datt macht doch nur Ärger. Datt kommt immer irgendwann raus, und dann hasse wochenlang datt Gemecker und Gezeter. Datt bringt doch allet nix!« Und mit einem Blick auf die attraktive Fotografin fuhr er fort: »Ich bin fast neunzich. Wenn ich der da an den Hintern packe, lacht die und sacht, watt ist dat fürrüstigen alten Herrn! Und wenn ich mich anstrengen würde, könnte ich noch richtich bei der landen. Und

dann? Dann kann ich mir erssma mein Butterbrot abends selber machen. Datt lohnt nich!«

Wenn man Tante Henni fragte, was sie an ihrem Josef schätzt, erzählte sie immer die Geschichte von den Fußballfans.

Onkel Josef und Tante Henni betrieben eine Selterbude in der Nähe des Stadions, wo an Spieltagen natürlich immer Hochbetrieb war, da sich die Fans vor dem Spiel gern noch ein bisschen preiswertes Flaschenbier zuführten. Da regierte dann die große Klappe, und wenn gegnerische Fans auf einheimische trafen, konnte es ziemlich zur Sache gehen. »Und wir immer Logenplatz«, meinte Tante Henni, »da war immer wat geboten!«

Einmal aber wurde eine Grenze überschritten. Knallevoll kamen die Fans vom Stadion zurück und einige randalierten. »Ich weiß gar nich, ob wir gewonnen hatten oder verlorn, is auch egal«, erinnerte sich Tante Henni, »jedenfalls kommen da die vier Seger an und pöbeln, watt ich so doof gucken würde aus mei'm Fenster, und ich denk, sach ma besser nix, dann gehen die weiter, datt sind vier, die werden sich nich anne alte Frau vergreifen, abba da kommt der eine an, bestimmt einsneunzich, und sacht, wieso ich nich antworten würde. Und ich sach: Auf sonne bescheuerten Fragen gibbet keine Antwort, abba datt war dann auch nich richtich. Jedenfalls fängt der an von wegen alte Schachtel. Er hat watt anderes gesagt, aber du wirss nich erleben, datt ich datt in den Mund nehm, Junge! Und dann holt der aus mit seine Bierpulle und kippt mir datt Bier ins Gesicht. Der Josef sitzt hinten und hört mich schreien, und auf einmal schießt der nach vorne und ausse Tür raus und

nimmt sich die vier vor. Zack, beim Ersten gleich mitten rein ins Vergnügen, der fällt um und hält sich die Nase. Dem Zweiten eine aufs Ohr und dem Dritten in den Arsch getreten, da schrie der Vierte schon nach seine Mama.«

Onkel Josef hörte die Geschichte nicht ohne Stolz. Immerhin war er zum Zeitpunkt der Auseinandersetzung schon Mitte siebzig. »So etwas kann man sich nicht gefallen lassen«, sagte er, wenn auch nicht mit diesen Worten. Eher mit diesen: »Wer meine Olle anpackt, kricht auffe Fresse. Altes Gesetz.«

Groteskerweise erstatteten die vier »Opfer« Anzeige und Onkel Josef wurde vor Gericht gezerrt. »In der ersten Instanz habbich verlorn«, knurrte er. »Der Richter war sonn Grüner. Abba in der zweiten Instanz hab ich recht gekriegt.« Nicht zuletzt deshalb, weil da unter Vorsitz einer Richterin verhandelt wurde. Und Frauen haben für vieles Verständnis, so lange es aus Liebe geschieht.

Drei Jahre nach der diamantenen Hochzeit starb Tante Henni. Onkel Josef folgte ihr nur sechs Monate später.

Saubere Unterwäsche

Und dann war da noch Tante Martha, von allen nur Tante Matta genannt, weil der Ruhrgebietsmensch das r mitten im Wort nicht gerne spricht. Tante Matta hat sich immer

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Frank Goosen

Radio Heimat
Geschichten von Zuhause

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40837-1

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2012

Wo grüßt man noch gut gelaunt mit »Jupp, altes Arschloch«? Nirgends, nur entlang der A 40. Eine erfrischend ehrliche, wahrhaft komische und entwaffnend sentimentale Hommage an Bierchen an der Seltersbude und die Schönheit von Schrebergärten, Fußballstadien und Industriebrachen. Geschichten von Helden und Laberfürsten, von Pommesbuden und Kneipen. In "Radio Heimat" kehrt Frank Goosen wieder dort, wo es am meisten Spaß macht: vor der eigenen Haustür.

Der Titel im Katalog